

CES ALLEMANDS!

Januar Die Franzosen wissen nicht mehr, was sie von Deutschland halten sollen. *Von Julia Amalia Heyer*

Nirgends wird die Weltenlage so anregend verhandelt wie bei einem Dinner mit Franzosen. Als die Krise in Griechenland gerade zum innereuropäischen Grabenkampf geworden war, hatte ich ein paar Freunde zum Abendessen eingeladen. Schnell waren an meinem Esstisch Begriffe wie „Dominanz“ und „Unterjochung“ zu hören, als es um die Rolle Deutschlands ging. Schon bei der Vorspeise fragte Simon, wie denn Deutschland, „dem Europa so viel verziehen hat“, seine Sparwut an den Griechen auslassen könne. Er schloss mit der Feststellung, dass die Wiedervereinigung wahrscheinlich ein Fehler gewesen sei;



Heyer

Deutschland sei zu mächtig geworden.

Für viele Franzosen ist Deutschland derzeit entweder schwarz oder weiß. Manche sehen es als Gegner, für andere ist es Gegenstand hemmungsloser Erklärung. Ein Land, in dem alles funktioniert (außer das Kinderkriegen), wo die Wirtschaft brummt. Unlängst hob das Magazin „Le Point“ eine lächelnde Angela Merkel auf den Titel, daneben stand: „Wenn sie doch nur Französin wäre“.

Frankreich ist verunsichert. Und die Gründe dafür liegen nicht im Terror, der Paris dieses Jahr gleich zweimal heimgesucht hat, zuerst im Januar, beim Anschlag auf das Satiremagazin „Charlie Hebdo“, dann am 13. November, dem Schwarzen Freitag von Paris.

Eine Sklerose hat das Land im Griff. Da ist die seit Jahren hohe Arbeitslosigkeit und die taumelnde Wirtschaft; und da ist auch die Kluft zwischen denen, die alles haben, und den anderen, die kaum über die Runden kommen. Enorm sind die Fliehkräfte, die an der „unteilbaren Republik“, wie sie in der Verfassung festgeschrieben ist, zerren.

2015 war kein schönes Jahr für Frankreich. Und vielleicht ist jetzt tatsächlich Zeit für ein bisschen Beziehungspflege, denn egal, auf welcher Rheinseite, wir sitzen im selben Boot.

HEMD AUS DER HOSE

Februar Ein selbstverliebter Finanzminister tanzt über die Politbühne Europas. *Von Alexander Neubacher*

Der 5. Februar war ein harter Tag für Griechenlands neuen Finanzminister Yanis Varoufakis: erst der Antrittsbesuch bei Wolfgang Schäuble („Wir sind uns einig, dass wir uns uneinig sind“); und dann warteten im Büro des griechischen Botschafters auch noch zwei SPIEGEL-Journalisten zum Interview und stellten „unverschämte, falsche Fragen“, wie



Neubacher

Varoufakis zornig anmerkte. Nach einer halben Stunde hatte er die Nase voll und verließ grußlos den Raum, um sich der Zerstörung der Eurozone zu widmen.

Varoufakis sah nicht nur aus wie ein launischer Superstar, er war es auch. Er bepöbelte Gesprächspartner und machte via Twitter seine Gegner nieder. Einen ihm unbekannten Journalisten begrüßte er mit „you son of a bitch“ („Du Hurensohn“). Und wann hatte es je einen Finanzminister gegeben, der sich das Hemd aus der Hose zog, bevor er unter die Leute ging?

Kurzum: Der Mann war fantastisch.

Varoufakis sorgte dafür, dass sich plötzlich die halbe Welt mit den Finanzproblemen eines monetär unbedeutenden Landes beschäftigte, als hinge die Weltwirtschaft davon ab. Das lag zum einen daran, dass sich Varoufakis traute, endlich mal wieder die Systemfrage zu stellen: Markt oder Marx? Und zum anderen daran, dass seine radikal verrückte Finanzpolitik das Zeug hatte, das kleine Griechenland tatsächlich zu einer Gefahr für die Weltwirtschaft zu machen.

Gerade wir Wirtschaftsreporter haben Varoufakis dafür geliebt, dass er uns mit Themen versorgte, die weit über den Wirtschaftsteil hinausstrahlten und für heftige Diskussionen in den Redaktionskonferenzen sorgten, auch beim SPIEGEL. Für viele von uns, die über Target-Salden und Quantitative Easing sonst nur recht kurze Beiträge leisten dürfen, war das eine beglückende Erfahrung. Nach wenigen Monaten im Amt trat er im Juli zurück. Ich vermisse ihn.

AN DER GRENZE

März Scheinbar unermüdlich rast Papst Franziskus um die Welt. Wie lange noch? *Von Walter Mayr*

Was wirklich in ihm vorgeht, ist schwer zu sagen. Auch an diesem Morgen, da der Papst empfangen und jubelt wird wie einst der Geliebte Führer in Nordkorea.

Neapel, nördlicher Stadtrand, 21. März 2015. Ankunft im Hubschrauber, Einfahrt durchs Spalier fähnenschwenkender Kinder, „Francesco“-Sprechchöre. Anschließend: Aufmarsch handverlesener Abordnungen aus dem gläubigen Volk. „Heiligkeit, ich bin ein Arbeiter, ich heiße Michele“, „Heiligkeit, zeigt uns den Weg zur Hoffnung“.

Was macht der Papst? Er lächelt.

Neapel, Havanna, Bangui in der Zentralafrikanischen Republik: Unerschrocken erkundet Franziskus auch 2015 die Peripherien, sucht Menschen auf, die sonst kaum beachtet werden. Der Papst sieht sie sich an. Mit großen Augen und scheinbar unerschöpflicher Neugier.

„Noch ist es nicht an der Zeit, die Ruder ins Boot einzuziehen“, sagt er bei einer Generalaudienz auf dem Petersplatz. Was will er damit sagen? Wird vielleicht auch Jorge Mario Bergoglio, wie Benedikt XVI., vorzeitig abtreten? Zehrt das Amt, zehren die neuerlichen Skandale um verschwundene Akten doch stärker an seinen Kräften, als es scheint?

Franziskus atmet mittlerweile schwer beim Gehen, er stolpert, er ist im 80. Lebensjahr. Als er am 8. Dezember auf der rechten Seite des Petersdoms die Heilige Pforte zu öffnen versucht, hat er Mühe, die Flügeltüren in Schwung zu versetzen. Der Mann, der loslegte, als werde im Vatikan bald kein Stein mehr auf dem anderen bleiben, stößt längst an Grenzen. An jene der Realität und an seine eigenen.



Mayr in Rom